

Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile

Gespräch mit Stefan Wilken, Lehrer an der Primarschule Rellinger Straße, über jahrgangsübergreifenden Unterricht und individualisiertes Lernen in und an Projekten

hlz: *Ihr seid eine der übrig gebliebenen Primarschulen und auch, wenn sich das Konzept in Hamburg aus bekannten Gründen nicht durchgesetzt hat, seid ihr darüber hinaus auch so etwas wie eine Reformschule. Was macht ihr denn anders?*

Stefan Wilken: Einer der Schwerpunkte ist – und das war damals auch der Grund für mich, weswegen ich mich an dieser Schule beworben habe, ...

hlz: *Du warst an einer kooperativen Gesamtschule...*

Stefan Wilken: ... dieses jahrgangsübergreifende Lernen. Das ist der zentrale Punkt, glaube ich. Hier wird wirklich der Schwerpunkt auf Individualität im Lernen gelegt. Es geht auch gar nicht anders. Also, wenn du jahrgangsübergreifend arbeitest, kannst du das klassische Modell, – der lehrerzentrierte Unterricht, d.h.: du erzählst was und du bedienst alle irgendwie gleichzeitig – nicht mehr machen, weil der jüngste Viertklässler und die älteste Sechstklässlerin unterschiedliche Angebote brauchen. Du kannst sie also in der Regel nicht gleichzeitig bedienen.

Ist es okay, wenn ich ein bisschen von mir plaudere? Ich muss immer meine Erfahrungen mit rein bringen.

hlz: *So war's gedacht.*

Stefan Wilken: In meiner vorherigen Schule habe ich be-

reits immer mal ein bisschen versucht in diese reformpädagogische Richtung zu gehen, habe aber gemerkt, dass es da nicht funktionierte. Als ich dann hierher kam, habe ich gedacht: Okay, jetzt machst du alles ganz anders, jetzt machst du es richtig. Da bin ich komplett weg von dem Lehrerzentrierten und habe im Grunde nur noch individualisiert gearbeitet. Im ersten Jahr war ich noch Fachlehrer, habe aber dann nach Monaten gemerkt: „Oh ha, du verlierst den Überblick und du erreichst nicht alle Kinder“. Mittlerweile ist es so, dass ich schätzungsweise 70 Prozent individualisiert arbeiten lasse. Der Rest ist tatsächlich immer noch auf die klassische Art. Oder sagen wir mal: klassisch im Sinne einer Methode, bei der alle gemeinsam an einer Sache arbeiten oder zumindest in einer größeren Gruppe.

hlz: *Du unterrichtest Mathematik. Kannst du an deinem Fach konkretisieren, was das in Hinblick auf individualisiertes Lernen bedeutet?*

Stefan Wilken: Vielleicht kann die Praxis von heute dies illustrieren. Ich habe eine besondere Situation ausgenutzt und zwar haben wir gerade ein Projekt zum Thema Wahlen in Gang gebracht. (Das Interview fand zwei Wochen vor der Bundestagswahl statt – JG). Die Schüler_innen sind gerade dabei, in kleinen Gruppen loszugehen, um die Bürger_innen nach ihrem

Wahlverhalten zu befragen. Den Fragebogen dazu hatten wir im Vorhinein mit den Schüler_innen entwickelt. Drei Gruppen waren unterwegs und zwei Gruppen waren hier, die hatten gestern die Umfrage gemacht. Das heißt, ich habe mit acht Kindern heute anderthalb Stunden einen Block in Mathe gehabt, davon drei Sechstklässler. Die arbeiten für sich gerade am Thema Bruchrechnung und sind schon ziemlich tief drin im Thema. Es gibt ein Skript, das aus mehreren Teilen besteht. Die Kinder bekommen die Seiten abschnittsweise ausgehändigt, damit sie nicht allein vom Umfang abschreckt werden. Ich weise sie an, die Arbeitszeit, die ihnen zur Verfügung steht, nachdem wir Organisatorisches geklärt haben, aufzuteilen. Die eine Hälfte am Skript, den Rest mit ‚scoyo‘ am Computer, das mit den Inhalten des Skripts abgestimmt ist.

hlz: *Was ist scoyo?*

Stefan Wilken: Das ist eine online-Lernplattform. Die Einführung in ein Thema geschieht mittels Geschichten, in die der mathematische Aspekt immer eingebunden ist. Auf diese Weise ist immer ein aktueller lebensgeschichtlicher Punkt berührt. Das macht das Ganze anschaulich und lebendig.

Aber dann gibt es letztlich auch einen Part, wo es darum geht, mit Übungsaufgaben die reine Technik zu lernen. Dazu das Skript, das sie im Grunde genommen ziemlich kleinschrittig

durch die Bruchrechnung führt. Das Ganze muss mit unserem ‚Checklistenprinzip‘ korrespondieren, das heißt, wir haben alle Themen der Mathematik in den Jahrgängen 4, 5 und 6, die es laut Rahmenplan gibt, in 42 solcher Checklisten – andere sagen mglw. Portfolio dazu – abgebildet. Diese Checklisten sind im Grunde genommen der Aufgabenpool für die Schüler_innen, mit dessen Hilfe bestimmte Kompetenzen erreicht werden sollen. Dabei müssen sich die Kinder aber nicht alles erarbeiten. Es ist halt ein Pool. Ziel ist es, beim Kind ein Gefühl der Sicherheit zu schaffen, dass es nach einiger Zeit der Beschäftigung mit dem Thema sagen kann: „Jetzt bin ich soweit, dass ich den Test schreiben kann.“



Fotos: hlz

Ein richtig gutes Konzept mit weniger Verlierern

hlz: Also keine Klassenarbeit, die die Kinder unter Druck setzt, auch keine Benotung?

Stefan Wilken: Nein, wenn das Ziel nicht erreicht ist, muss auf bestimmten Feldern eben nachgearbeitet werden. Bis es passt.

hlz: Okay, aber was passiert mit dem Rest der Lerngruppe?

Stefan Wilken: Die Viertklässler habe ich mir nach vorne geholt und habe mit denen die Punkt vor -Strichregel erarbeitet – immer in Verbindung mit anschaulichem Material: Fässer auf der Ladefläche von einem Laster u.ä. Schon am Anfang hatte ich gesagt: „Seid besonders konzentriert, denn morgen machen wir das Gleiche wieder, wenn die anderen Viertklässler da sind.“ Dann sollen die Viertklässler von heute einen großen Teil von der Einführung in das Thema übernehmen, also das, was ich heute gemacht habe – natürlich mit meiner Unterstützung. So was bringt viel Spaß, so was kann sehr effektiv sein, aber nicht für jeden. Es gibt trotzdem

immer noch Kinder, bei denen du merkst: die haben es noch nicht begriffen. Aber so ist das im Schulalltag.

hlz: Es gibt also Gewinner und Verlierer in so einem System. Welcher Schülertypus hat eher Schwierigkeiten mit dieser Autonomie?

Stefan Wilken: Natürlich gibt es hier auch Verlierer wie in jedem System. Aber meine Erfahrung nach den gut drei Jahren ist: es gibt weniger Verlierer! Und selbst diese Kinder kriegen mehr mit als im herkömmlichen Unterricht, weil sie sich im Grunde genommen, ohne das richtig zu merken, automatisch auch an anderen orientieren, ohne sich dabei stigmatisiert zu fühlen. Wenn ich eine Jahrgangsklasse 4 habe, dann ist relativ schnell klar, wer da Leistungsträger ist und wer mit der Sache nicht so gut klar kommt. Wenn sich das aber in 4, 5, 6 immer total mischt, dann kriegt zum Beispiel ein sehr schwacher Sechstklässler das oft gar nicht richtig mit, da er immer noch jemanden findet, nämlich eine Viertklässlerin, der er was

erzählen kann. Das motiviert eben die gerade nicht so Leistungsstarken. Das ist für mich ein Kernpunkt.

hlz: Du hast es eben angesprochen: Der Sechstklässler – so der Anspruch – versucht der Viertklässlerin was zu erklären. Wie stark wird dies von den Schüler_innen eingelöst?

Stefan Wilken: Es gibt eine Menge Schüler_innen, die das richtig gut auf die Reihe kriegen. Das ist dann für mich auch eine Entlastung. Es gibt hier so eine Art Regel: Bevor du den/ die Lehrer/in fragst, musst du erst mindestens zwei andere Schüler_innen gefragt haben. Je mehr ich das einhalte, desto besser. Das ist nicht immer einfach. Denn oft fragen die Kinder nicht die, die ihnen helfen könnten. Also: dieses Gespür dafür zu bekommen: ich muss jemanden fragen, von dem ich annähernd weiß, dass er weiter ist als ich – das kriegen manche nicht auf die Reihe. Wenn da viele Sachen stimmig sind, dann ist es ein richtig gutes Konzept. Aber genau das ist halt auch ein Teil der

Prozesse, die hier laufen und die brauchen einfach auch Zeit. Da kann man nicht sagen: „Heute geht es los und in sechs Monaten ist das ganz toll.“ Das muss wachsen.

hlz: *Nun gibt es ja in der Mathematik im Vergleich zu anderen Fächern klarere Strukturen und Essentials, die abgearbeitet werden müssen. In anderen Fächern sind die Fragen offener und die Antworten oft nicht so eindeutig wie in der Mathematik. Der projektorientierte Ansatz soll dieser Komplexität ja Rechnung tragen. Ist die Projektauswahl nicht insofern ein Problem, als sie mehr oder weniger zufällig ist? Lernen die Kinder auf diese Weise nicht wahllos? – Wo bleibt die curriculare Struktur?*

Stefan Wilken: Am Anfang war es tatsächlich nicht einfach. Wir haben uns den Bildungsplan vorgenommen und uns gefragt: „Was sind eigentlich die Vorgaben?“ Dann haben wir uns angeguckt: Welche Fächer fließen eigentlich in diese auf fünf Doppelstunden pro Woche konzipierten Projekte ein? Wir haben uns also einen groben Plan

gemacht, wie wir das einzeln abarbeiten wollen. Völlig klar ist aber, dass es natürlich nicht so sein kann, dass man sagt: „Okay, Geschichte geht mit in diesen Projektunterricht.“ Dann guckt man sich den Rahmenplan Geschichte an, darin stehen die unterschiedlichen Themen, die pro Jahrgang abgearbeitet werden sollen und man stellt fest, dass das ja gar nicht als Projekt unterrichtet werden kann, denn für Jahrgang 4 sind es andere Themen als für Jahrgang 5 und 6. Es kommt aber ein nicht unbedeutender anderer Aspekt zum Tragen: Was bringen wir eigentlich im Lehrer_innenteam mit an Talenten und Qualitäten zu bestimmten Themen? Wenn es um Technik und Physik und Mathe geht, kann ich naturgemäß i.d.R. mehr einbringen als Leute, die Geschichte studiert haben oder die aus dem gesellschaftswissenschaftlichen Bereich kommen. Die setzen andere Impulse, genauso wie die, die die künstlerischen Fächer vertreten. Also auf das Zusammenspiel der Professionen kommt es an. Das Team produziert als Ganzes mehr als die Summe seiner Teile. Und wir berücksichtigen: Wie ist gerade

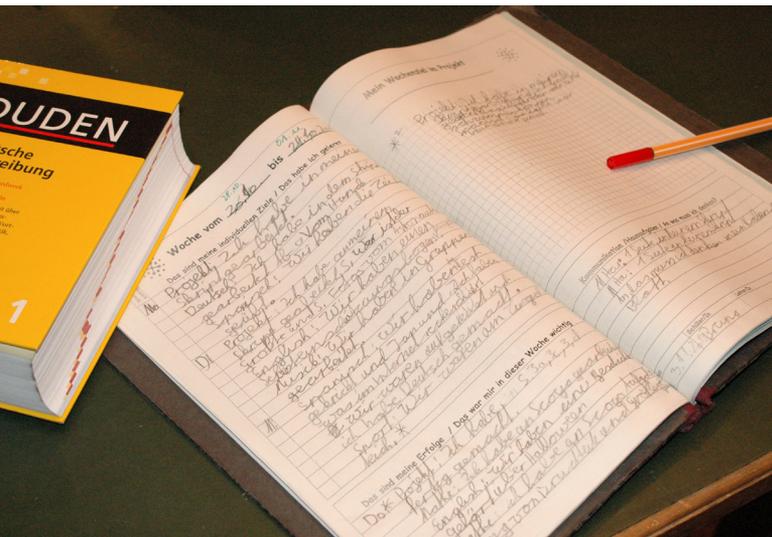
die Jahreszeit? Wie ist gerade die Stimmung? Was ist gerade aktuell? Jetzt haben wir das beste Beispiel: Die Bundestagswahlen sind am 22. September. Wir haben den Auftrag der politischen Bildung! Selbst in Klasse 4 – ein hoher Anspruch, warum aber nicht? Im Rahmen eines Projektes muss das möglich sein. Dann wird das zusammengebastelt, natürlich alles immer unter enormem Zeitdruck. Dazu probieren wir diesmal eine so genannte ‚story line‘-Methode aus.

hlz: *Ein hoher Anspruch an Teamarbeit also. Und was ist ‚story-line‘?*

Stefan Wilken: Die Methode – ich versuche es knapp zu machen – war für mich auch neu. Sie funktioniert so, dass man im Grunde genommen parallel zu der realen Wahl eine Geschichte aufbaut, in der das einzelne Kind eine Figur für sich entwickelt, die es dann in der gemeinsam entwickelten Story ‚spielt‘. Im Vorfeld gehören dazu eine Einführung durch den/die Lehrer_in, dann ein Brainstorming. Auf einer mind-map werden Wissenssprengsel, werden Begriffe gesammelt und sortiert – bestenfalls entsteht schon so etwas wie eine Struktur. Dann geht es darum, einen Fragebogen zu erstellen.

Schwerpunktmäßig wollen wir aber darauf hinaus, dass die Kinder sich irgendwann mit einem Charakter identifizieren, mit einer Person also, die ein bestimmtes Äußeres hat, bestimmte Klamotten trägt und eine bestimmte Einstellung hat, an bestimmte Orte geht, also einen ganz bestimmten Wähler_innentyp oder Politiker_innentyp darstellt.

Ein hoher Anspruch, der darüber hinaus – und wir hoffen, dass dies die Sache erleichtert – als Steckbrief konkret dargestellt werden soll. Danach soll das gleiche mit den Kandidaten einer



Das Logbuch – nicht die Heilige Schrift, aber hier wird von den Schüler_innen dokumentiert, was gemacht wurde

Partei stattfinden. Das Ganze soll in einer Parteigründung münden, die Wahl eines/r Parteivorsitzenden eingeschlossen, mit der dann auch die Aufstellung eines Wahlprogramms verbunden sein muss. So ausgerüstet, sollen die Kinder die Bürger_innen im Stadtteil nach ihren Problemen befragen, von denen sie meinen, dass die Politiker sie lösen können.

In der Hochphase sollte der ‚Parteivorsitzende‘ eine Wahlkampfrede halten. Wir wollen die sieben Lerngruppen der Unterstufe in zwei Wahlkreise aufteilen und dann eine Wahl stattfinden lassen. Bei der Auswertung kommt dann natürlich wieder die Mathematik ins Spiel. Säulen- und Tortendiagramme können erstellt werden. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrung kann man dann der Realität begegnen. Deutschland ist in 299 Wahlkreise unterteilt, Hamburg hat sechs davon. Es gibt den Bezirk Eimsbüttel als Wahlkreis. Wie viele Einwohner gibt es eigentlich in den einzelnen Bereichen? Wie viele Wahlberechtigte gibt es? Und wie viele gehen eigentlich davon zur Wahl? Und dann rückbesinnt man sich auf die letzte Wahl 2009. Wie war eigentlich die Wahlbeteiligung insgesamt, wie in Eimsbüttel im Vergleich zur vorherigen Wahl?

Ich habe das Original eines Stimmzettels mitgebracht. Ich konnte also zeigen, welche Parteien hier in Eimsbüttel gewählt werden können. Dann sind die Kinder darauf gestoßen, dass links, bei der Spalte für die Erststimme, nur ein Name steht, aber keine Partei. Daraufhin ein Schüler: „Ja, das ist der Marko Scheffler, der wohnt bei mir gegenüber, der hat hier die Kneipe 040. Also er *ist* eine Partei, „Mensch macht Politik“ heißt die, glaube ich. Diese Verknüpfungen der Erfahrungen aus der lebensnahen Umwelt der Schüler_innen mit den großen Themen herzustellen, das ist es, was



Auf dem Weg zur story: Lehrereinführung – Brainstorming – mind-map

wir eigentlich wollen.

hlz: Dieses war nun ein Beispiel aus dem Bereich Gesellschaft. Ich weiß aber, dass ihr auch im naturwissenschaftlichen Bereich positive Erfolge erzielt habt.

Stefan Wilken: Das war bspw. das Thema „Bewegung und Konstruktion“. Da lag der Schwerpunkt im physikalischen Anteil. Es sollte ein Fahrzeug gebaut werden, dass innerhalb einer bestimmten Zeit eine Strecke von einer bestimmten Länge zurücklegen sollte, ohne dass es auseinanderfällt oder dass es zur Seite fährt. Dies wurde Schritt für Schritt untersucht: Wie ist es eigentlich, wenn Fahrzeuge unterschiedlich schwer sind? Was hat es eigentlich für ein physikalisches Verhalten?

Das Besondere: Wir haben auch einen Roboterprojekttag angeboten, der von Studenten der TU Harburg durchgeführt wurde. Dieses Projekt im Projekt hieß „Roberta“ und wollte speziell bei Mädchen ein höheres technisches Verständnis erzeugen. Die Kinder bekamen nur eine klitzekleine Einführung, also wirklich nur, worum es im Groben geht und haben dann praktisch bauen sollen. Da war natürlich erst einmal die Unsicherheit: Ich habe hier eine Anleitung vor mir und

muss jetzt daraus ein funktionierendes, nicht gerade unkompliziertes Gerät bauen. Verbunden mit Elektronik, mit Sensoren, also die ganze Technik, wie sie auch in der Realität verwendet wird. Schließlich mussten dann verschiedene Aufgaben damit bewältigt werden. Versuch und Irrtum eben – das ist der Weg zur Erkenntnis!

hlz: Gilt das auch für die Lehrer_innen?

Stefan Wilken: In gewisser Weise ja. Da ist zunächst die Idee und wir haben eine ungefähre Zeitvorstellung. Wenn man glaubt, dass das so ähnlich läuft wie die Planung im traditionellen Sinn, sagen wir mal für das Fach Geschichte in Klasse 6, für das tausend Hefte, Filme und anderes Material zur Verfügung stehen, kann man daraus sicherlich ein gutes Konzept entwickeln. Es gibt einen Anfang, du hast eine Mitte, du hast ein Ende und wenn du gut bist, gelingt es dir, einen Spannungsbogen herzustellen. Alle Kinder machen in der Regel alles gleichzeitig – jede/r so ein bisschen auf seine/ihre Art. Das kannst du machen und das ist bestimmt auch nicht schlecht. Wenn du aber eine Projektgeschichte größer aufbläst, dann weißt du vorher noch gar nicht, was da alles passiert. Das

aber ist das Reizvolle, eine wahn-sinnige Herausforderung! Das ist allerdings zunächst einmal ziemlich arbeitsintensiv. Und es ist unsicherer. Du hast ein Konzept, du hast ungefähr eine Richtung, bleibst flexibel, weißt aber nicht, ob das morgen nach rechts oder nach links ausschert. Das heißt, du lernst im Grunde genommen ständig mit den Schüler_innen. Ich glaube, dass es das ist, was bei den meisten Schüler_innen diesen Kick auslöst. Und das ist der große Unterschied zu normalem, themenbasiertem Unterricht. Der muss nicht schlecht sein, aber das andere ist viel spannender und da passieren Sachen bei den Kindern – das merkst du nur in der Situation selbst –, die du nie für möglich gehalten hättest. Also das Ganze funktioniert nicht so: diesen Aspekt nehme ich mit rein, ich möchte, dass alle Kinder das mitnehmen und dann kann ich das nachher mit einem Test abfragen, sondern da passiert plötzlich mglw. am letzten Tag eines Projektes etwas – zum Beispiel beim Mittelalter-Markt, hier auf dem Abenteuerspielplatz –, so dass wir gemerkt haben: „Ey, die haben die Bedeutung von Geld plötzlich verstanden“. Sie haben eine bestimmte Dienstleistung erbracht, für die sie Geld bekommen haben, mit dem

sie dann auf dem Markt Sachen einkaufen konnten. Irgendwann war das Geld weg und ihnen war klar: Ich kriege jetzt auch nicht einfach was, hier gibt es keine Bank oder so, sondern ich muss im Grunde erst wieder arbeiten, was aber nicht mehr möglich war. Sie stellten also fest, dass sie pleite waren. Was haben sie gemacht? Sie haben die Sachen wieder verkauft und von dem Erlös sich Dinge gekauft, die für sie interessanter waren. Ich meine: realistischer geht es nicht! Das kannst du nicht im Klassenzimmer anhand von Texten oder Bildern rüberbringen.

hlz: *Nun stelle ich mir vor, dass am Anfang so eines Projekts viele Kinder euphorisch dabei sind, dass es aber auch Durststrecken gibt, weil nicht immer alles so aufregend sein kann. Gibt es in solchen Projekten auch Phasen, in denen repetitiv gearbeitet werden muss, damit bestimmte Kulturtechniken eingeübt werden können?*

Stefan Wilken: Das ist von Projekt zu Projekt sehr unterschiedlich. Es gibt Projekte, die sehr frei sind und in denen die Schüler_innen größtenteils kreativ, also gestalterisch arbeiten und bei denen der Schwerpunkt nicht darauf liegt, ständig Er-

gebnissicherung zu machen, also schriftlich Abzuheftendes zu produzieren, um es dann abzufragen. Es gibt aber andere Projekte, bei denen das mehr in den Vordergrund rückt.

Ich persönlich versuche immer, parallel ein Skript in der Hinterhand zu haben. Das heißt, zu einem bestimmten Thema suche ich Inhalte zusammen, zu denen ich sage: Okay, das ist etwas, woran sich jetzt Kinder, die nicht so den Einstieg finden und/oder die überhaupt Strukturen und Vernetzungen nicht so auf die Reihe kriegen, festhalten können, also eine Art Halt, einen Leitfaden. Damit bin ich gut gefahren. Das machen andere anders, die haben vielleicht mehr Kompetenzen, so dass das gar nicht passiert, dass Kinder dann irgendwann sagen: „Ich verstehe das alles gar nicht.“ Ich verweise dann auf das Skript. „Okay, arbeite doch erst mal ein paar Seiten durch und dann gucken wir einfach mal weiter.“ Damit habe ich gute Erfahrungen gemacht. Die Kinder kriegen auf diese Weise bestenfalls die Kompetenz, die Probleme eigenständig zu lösen.

hlz: *Inwieweit korrespondiert denn diese Eigenaktivität mit anderem Kompetenzerwerb, bspw. dem Lesen?*

Stefan Wilken: Die Lernausgangslagenuntersuchung, gerade die letzte für die Relli, hat gezeigt, dass wir im Bereich Lesekompetenz über dem Durchschnitt der gymnasialen Ergebnisse liegen. Das hat ganz viele Menschen verwundert. Die haben dann eine extra Sitzung einberufen, wo Petra Stumpf

hlz: *...die Schulleiterin...*

Stefan Wilken: ... auch war und haben versucht zu analysieren, woran das liegen kann. Man ist dann zu dem Schluss gekommen, dass es wohl größtenteils an



Montägliche Morgenrunde: Drei Jahrgänge gemixt im munteren Plausch

unserer Projektarbeit liegt, weil Deutsch immer ein wesentlicher Bestandteil ist. Informationen kann man sich ja nur dadurch holen, dass man jemandem zuhört, dass man etwas fragt oder man muss Dinge lesen, entweder Dinge, die auf einem Papier stehen oder man forscht im Internet oder man guckt in eine online-Bibliothek oder in ein Lexikon oder in irgendwelche Sachbücher. Das ist ein zentrales Element. Die, die Leseschwierigkeiten haben, merken es natürlich, weil sie nicht ausreichend vorankommen. Die müssen dann noch anders gefördert werden, aber die allermeisten merken gar nicht, dass sie eigentlich ständig suchen, filtern und lesen müssen – häufig eben auch am Computer – und dabei lernen.

hlz: *Das setzt voraus, dass es einen entsprechenden Zugang zu den Computern gibt.*

Stefan Wilken: Ja, den gibt es und dies ist Teil des Konzeptes, dass es nicht wie an vielen anderen Schulen ein oder zwei Computerräume gibt, die du eine gewisse Zeit in der Woche zur Verfügung hast, in die du mit der ganzen Klasse reingehst und dann 45 oder 90 Minuten drin bist, sondern jeder Lerngruppenraum ist mit mindestens vier, eher fünf oder sechs Computern ausgestattet, die im Alltag völlig selbstverständlich eingesetzt werden. Am Ende von Klasse 6, behaupte ich, ist es wirklich bei fast allen Kindern so, dass der Computer hier in der Schule ein alltägliches Arbeitsgerät ist.

hlz: *Das hört sich ja alles toll an. Es scheint aber mit einem großen Arbeitsaufwand verbunden zu sein. Als Gewerkschaftszeitung interessiert uns natürlich auch das. Du hast beide Systeme jetzt kennengelernt. Bei welchem ist die Arbeitsbelastung höher?*

Stefan Wilken: Im Grun-



Erläuterung der Arbeitsaufträge - auch der Lehrervortrag gehört dazu

de genommen arbeite ich noch mehr als vorher. Dabei wollte ich eigentlich aus dem alten System raus in der Hoffnung, dass ich weniger zu tun habe. Aber der Zufriedenheitsfaktor bei dem, was ich jetzt tue, ist um ein Mehrfaches höher als vorher. Jedes Kind ist in der Lage, im relativen Bezug zu seinem eigenen Vermögen etwas aufzunehmen. Das heißt eben nicht, dass Melanie genauso viel gelernt hat wie Hans. Aber Melanie hat im Vergleich, wenn sie im anderen Schulsystem wäre – das behaupte ich jetzt mal aus meiner Erfahrung – mehr mitbekommen. Im Laufe der Jahre, denke ich, addiert sich das und führt ganz einfach zu mehr Zufriedenheit. Denn wenn sie merkt, dass sie ganz gut mitkommt, dann ist sie motivierter beim nächsten Thema.

Aber noch einmal zur Belastung: Mal abgesehen von der Lehrerarbeitszeitverordnung, die uns ja sowieso für die einzelnen Sachen, die wir leisten, nicht unbedingt angemessen entlohnt, packen wir alle noch drauf. Und das ist hier völlig klar, das ist auch Konsens. Im Grunde genommen wissen das auch Leute, die sich an dieser Schule bewerben. Das wird denen vielleicht nicht so direkt gesagt, aber hier kommen kaum Leute, die ins Telefonbuch geguckt haben

und sagen: „Ach, da bewerbe ich mich mal.“ Es funktioniert durch Mundpropaganda oder es kennt jemand eine(n), die/der jemanden kennt. Die Bewerber_innen wissen also bereits, wie das hier läuft und sie wissen: Wenn man das Konzept gut findet, merkt man ganz schnell, was es mit einem macht. Man ist eben auch belastbarer, wenn das, was man macht, einen zufriedenstellt. Jeder zieht dann für sich die Grenze. Der eine etwas früher, der andere etwas später. Es passiert, dass man seine eigene Gesundheit oder sein eigenes Privatleben darüber ein bisschen vergisst. Dann geht es einem manchmal schlecht. Damit muss man lernen umzugehen. Auch das können einige besser, andere schlechter. Ich behaupte aber: Wenn man hier jeden einzelnen Kollegen oder jede Kollegin fragt, kommt unterm Strich bei allen raus: Ich arbeite hier gerne, weil ich merke, dass die Kinder im Vergleich zu den Erfahrungen, die ich vorher gemacht habe, viel zufriedener sind, viel mehr lachen, viel bereiter sind, sich auf Dinge einzulassen, einfach freier sind.

hlz: *Was will man mehr! Ich danke für das Gespräch.*